

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

14.12.1919 (No. 50)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 50

Karlsruhe, Sonntag, 14. Dezember

1919

Inhalt: Fausts „Pakt“ mit Mephistopheles. Von Arthur Döhling. — Tannentöchter. Von Karl Joho.

Fausts „Pakt“ mit Mephistopheles.

Von Arthur Döhling.

In der Faustsage und dem Volksspiel verpändet Faust seine Seele dem Teufel, indem er, gegen 24 Jahre Sinnengenusses in der Zeitlichkeit, ihr Geschick in der Ewigkeit drängt, nach Ablauf der Frist vom Teufel geholt wird und so zur Hölle fährt. Zudem Goethe die Sage ausgriff, sein Drama an das Volksspiel knüpfte und dabei sein Faust nicht zugrunde gehen, aus den Klauen des Teufels „gerettet“ werden sollte, geriet er in — Teufels Klühe. Er sah lange keinen Ausweg und meinte es daher bei dem „Drammen“ seines Dramas bewenden lassen zu müssen. Erst volle zwanzig Jahre nach der Abfassung seines „Urfausts“, unter der Anregung Schillers, der ihm zusetzte, es nicht bei dem einzigartigen Torso zu belassen, griff er den abgerissenen Faden wieder auf und machte sich ans Werk, um die „barbarische“ Dichtung auszuformieren und womöglich zum Abschluß zu bringen. Der Karren war indes so verfahren, er selbst inzwischen ein so Anderer, Meister geworden, daß es einer Neu-Dichtung gleichkam, die der alten aufgesproßt werden mußte. Die größte Schwierigkeit, das Heikelste dabei war: wie Mephistopheles und somit den Teufel, der im Urfaust, welcher das Volksspiel zur Voraussetzung hat, mir nichts, dir nichts plötzlich da ist, einführen? wie den „Pakt“ des Faust mit ihm motivieren?

Um das Kunststück, ein wahrlich kein geringes! fertig zu bringen, mußte er zu den kühnsten Zaubermitteln des Dichters greifen, die Einbildungskraft, wie Shakespeares Prospero (Faustus) mittels seines Ariel, mit souveräner Allmacht walten lassen, seine Zuflucht zur Phantasie nehmen. Warum auch nicht? War der Faust doch nun einmal von Grund aus ein rechtes Spukstück. Und so kommt Mephistopheles zu ihm ins Haus als — Fudel.

Indem Faust, in seiner Verzweiflung darob, daß sich „zu des Geistes Flügeln so leicht kein körperlicher Flügel gesellen werde“, nach einem „Zaubertrank“ rufte, der ihn über alle Lande führen soll, beruft er, wie dies Wagner alsbald erläutert, die wohlbestimmte Schar, die sich im „Dunstkreis überbreitet“ und den Menschen tausendfältige Gefahr bereitet. Schon steigt der nächtliche Nebel auf und setzt die Dämmerung ein — da erblickt Faust einen schwarzen Hund, der durch Saat und Stoppel streift. Während Wagner nur einen Fudel sieht, „der sich auf seine Weise auf der Spur des Herrn plagt“, sieht Faust, wie der Vierfüßler sich in weitem Schneckenkreise ihnen nähert und einen Feuerstrudel hinter sich her zieht. Es müsse dies, meint Wagner, eine Augen Täuschung sein. Indes Faust bemerkt, wie das unheimliche Tier „magisch leise Schlingen“ zu künftigen Band um ihre Fänge zieht. Wagner: „Ich seh' ihn ungewiß und furchtbar und umspringen, weil er, halt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.“ Faust: „Der Kreis wird eng, schon ist er nah!“ Wagner: „Du siehst! ein Hund und kein Gespenst ist da. Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch. Er wedelt. Alles Hundebrauch.“ Faust: „Gefelle dich zu uns! Komm her!“ Und der Fudel folgt ihm. Faust stimmt Wagnern daher zu: „Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur.“

In der Studierstube, da Faust, in Gedanken vertieft, sich wieder „nach des Lebens Bächen, ach! nach des Lebens Quelle“ sehnt, die Menschenliebe, die Liebe Gottes sich in ihm regt, hört ihn die Unruhe und das Knurren des Fudels. „Zu den heiligen Tönen, die lechzt meine ganze Seele umfassen, will der tierische Laut nicht passen.“ Wie Eingangs über das geheimnisvolle Buch des Nostradamus, daß ihn ins All hinauf hob und ihm das Geheimnis der Natur enthüllen sollte, ist er jetzt über die Bibel gebeugt, die ihm den Anfang der Schöpfung offenbaren soll. Der Eingang des Johannes-Evangeliums in Luthers Uebersetzung: „Im Anfang war das Wort!“ — dient ihm dazu — die Bibel als Erkenntnisquelle oder Offenbarung abzutun. Das Wort kann er unmöglich so hoch schätzen. Mit dem „Eun“ oder der „Kraft“ ist es auch nicht getan. Er schreibt getraut: „Im Anfang war die Tat!“ Und damit Punktum. Er macht es wie mit dem Ei des Columbus: er weist es sich unumbärlig, das Rund zu stellen, ohne es zu zerbrechen, nun so mag es, wenn es nur steht, in Scherben gehen! Damit ist Faust wieder am Ende seiner Weisheit. Auch mit der „Offenbarung“ an der Hand des „Gotteswortes“ ist es nichts. Auch sie enthält das Geheimnis der Schöpfung nicht!

Damit hat die Stunde des Schwarzkünstlers, der Zauberei, des — Teufels geschlagen. Der Fudel, den er hinterm Ofen, auf seinem besten Kissen gebettet hatte, schwillt zu einem Nilpferd an. Das ist nicht eines Hundes Gestalt! „Welch' ein Gespenst bracht' ich ins Haus!“ — Und Faust sucht, als „Meister über die Geister“, das schreckhafte Ungetüm mit seinen Zauberformeln in Bann zu tun. Zunächst durch Anrufung der vier Elemente. Indes keines der viere steht in dem Tiere! Ist es ein Flüchtling der Hölle — nun, so muß das Zeichen des Kreuzes, des gekreuzigten Christus heran, dem sich die schwarzen Scharen beugen. Das tut seine Wirkung. Das Ungetüm schwillt auf mit borstigen Haaren.

„Verworfenes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie entsprossenen,
unausgesprochenen,
durch alle Himmel gegossenen,
freventlich durchstochenen?“

Und es schwillt an wie ein Elefant und füllt den ganzen Raum aus, will zum Nebel zerfließen. Da greift Faust zur „heiligen Lohse“:

„Erwarte nicht
das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!“

Dies genügt. Der Nebel fällt und vor ihm steht, als ein fahrender Scholastikus gekleidet, Mephistopheles! Faust weiß, daß er es mit einem Höllengeist und somit einem Teufel zu tun hat. Er titullert ihn gleich mit „Fliegengott, Verderber, Lügner!“ Indes will er über ihn Venameres wissen. Und so kennzeichnet sich Mephistopheles selbst als einen Teil jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Faust: „Was ist mit diesem Rätselwort gemeint? Antwort: „Ich bin der Geist, der stets verneint! Alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, ist mein eigenes Element.“ Faust: „So sehest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelskraft entgegen, die sich vergebens tödlich ballt!“ Dem widerspricht Mephistopheles wohlweislich nicht. „Das nächste Mal mehr davon!“ und er will sich wieder entfernen. Er muß jedoch — es ist dies ein Geseh „der Teufel und Gespenster“ — da hinaus, wo er hineingeschlüpft war. Der Fudel habe, da er zur Tür hineinsprang, nicht bemerkt, daß der Drachensfuß, das Pentagramma, die zauberische Formel Christi! — nach außen offen war, und so könne er nicht ohne weiteres darüber hinweg. „Wie?“ Die Hölle selbst, fragt Faust, „hat ihre Rechte? Das find' ich gut, da ließe sich ein Pakt mit Euch, Ihr Herren schleichen?“ So dient der närrische Zwischenfall dazu, den Pakt von Faust mit Mephistopheles anzubahnen, aus Tapet zu bringen.

Um die Beschaffenheit und Tragweite des „Paktes“ zu erkennen und richtig zu bemessen, kann man die Wesenart des Mephistopheles nicht scharf genug ins Auge fassen und umreißen. Nichts bezeichnender für ihn, als daß er selbst sich nur einen Teil von jener Kraft nennt, die stets das Böse will, und mit Nachdruck abermals nur einen Teil des Teils, der Anfangs alles war, sowie daß Faust, da er ihn wegen des Paktes angeht, ihn pluralisiert und von den „Herren“ spricht. Daß er nicht der Teufel in Person, in seiner Allheit ist, war schon dadurch angezeigt worden, daß Faust nicht die stärkste seiner Künste, die Trinität oder volle Gottheit, gegen ihn auspielt, sondern es bei der „heiligen Lohse“ und der Anrufung des Gekreuzigten bewenden ließ. Im Prolog behandelt ihn denn auch der Herrgott selbst als einen bloßen „Schall“, der als solcher ihm am wenigsten zur Last ist. Dem entspricht der ihn so kennzeichnende humoristische Grundzug seiner Wesenart.

Nicht der Teufel in Person, allein doch ein „Sohn der Hölle“ und damit ein rechter Teufel. „Der Teufel“, heißt es denn auch, da es sich um die Bedingungen des „Paktes“ handelt, „ist ein Egoist und tut nicht leicht um Gottes willen, was einem Anderen nützlich ist.“ Falls Mephistopheles ihm hier, im Diesseits, zu Diensten sei, soll Faust das drüben, das Jenseits, wenig kümmern, „ob man sich künftig haßt und liebt und ob es auch in jenen Sphären ein Oben oder Unten gibt“ — ist gleichgültig. Hat er doch schon in der Osternacht die Giffschale leeren wollen, selbst mit Gefahr, „ins Nichts dahinzukleben“. „Aus dieser Erde quellen seine Freuden, diese Sonne scheint seinen Leiden“ — und so kommt es ihm nur auf das Diesseits an.

Allzu hoch schätzt Faust diesen Teufel nicht ein. Er behandelt ihn von oben herab und läßt ihn seine ganze Mißachtung fühlen. Stellt ihm Mephistopheles mittels seiner Künste in Aussicht, was

noch kein Mensch gesehen, so repliziert Faust: „Was willst du armer Teufel geben? Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von demselben je erfährt?“ Er erwartet von ihm höchstens: „Speise, die nicht sättigt; rotes Gold, das Quecksilber gleich in der Hand zerrinnt; ein Spiel, bei dem man nie gewinnt; ein Mädchen, das an seiner Brust, mit Neuglein schon dem Nachbar sich verbindet; der Ehre schöne Götterlust, die wie ein Meteor verschwindet.“ Er zeige ihm, höhnt er schließlich, Bäume, die sich täglich neu begrünen! Demnach vermag der Teufel nichts zu geben, als was das Leben den Menschen Trügerisches darbietet. Mit solchen Schätzen kann und mag Mephistopheles allerdings dienen! Es komme jedoch, meint er, die Zeit heran, wo wir (!) was Gut's in Ruhe schmausen mögen! Damit fordert er Faust in seinem innersten Ehrgeiz heraus. Und so ruft dieser:

„Werd ich beruhigt je mich auf ein Faubett legen,
so sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
daß ich mir selbst gefallen mag,
kannst du mich mit Genuß betrügen:
das sei für mich der letzte Tag!“
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles: Top!

Faust: Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
verweile doch! Du bist so schön!
dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
dann bist du meines Dienstes frei,
die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
es sei die Zeit für mich vorbei!

Danach handelt es sich nicht sowohl um einen „Pakt“ —, sondern, wie es nicht drastischer zum Ausdruck kommen kann, und dies aus dem Munde von Faust selber, um eine Wette. Es fragt sich: ob Mephistopheles gewinnen wird, indem Faust sich mit Genuß belügen lassen und auf ein Faubett legen, aufhören wird, zu seiner Vervollkommnung weiter zu streben, oder Faust, indem er sich bis zuletzt keinen Augenblick zufriedener gibt, die Wette gewinnt. Faust liefert sich ihm keineswegs aus, ordnet sich in keiner Weise ihm unter, ruft vielmehr: „Wie ich beharre, bin ich Knecht, ob dein, was frag' ich oder wessen!“ Er behält sich demnach volle Freiheit vor und ist entschlossen, rastlos weiter zu streben. Mephistopheles soll nur sehen, ob er ihn unterkriegt! Genau wie im Prolog, da Mephistopheles dem Herrn fast die Wette bietet, daß er ihm Faust abspenstig machen werde. Der Herr geht zwar auf die Wette ein, indem er ihm Faust überläßt, allein — es soll Mephistopheles erst gelingen, dessen Geist vom Urquell abzugreifen! Er scheitert, wenn er schließlich bekennen muß: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Mephistopheles wirft sich zwar in die Brust und ruft: ihm sei für seine Wette gar nicht bange! — Allein, ist es denkbar, daß der „Herr“, der Allmächtige, unterliegt, die „Wette“ verliert?

Dem entspricht der Hergang bei der Wette, wie sie Faust dem Mephistopheles anbietet, Punkt für Punkt.

Faust hat den Uebermenschen abgetan. Da der „große Geist“ (der Erdgeist) ihn verschmäht hat und sich die Natur vor ihm verschließt, ist er sich bewußt geworden, daß er nur in den Rang des — Mephistopheles gehöre. Wenn er trotzdem mit seinem Geiste das Höchste und Tiefste greifen, sein Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern will, so ruft ihm Mephistopheles zu:

Glaub' unser einem, dieses Ganze
ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
uns (!) hat er in die Finsternis gebracht,
und euch (Menschen!) taugt einzig Tag und Nacht.

Faust läßt sich indes dadurch von seinem hohen Ziele nicht abbringen. „Allein, ich will!“ lönt es zurück. Worauf Mephistopheles ihm höhnisch den Rat gibt, sich mit einem Poeten zu assoziieren und zu einem Mikrokosmos aufzulösen. Auch damit bringt er ihn nicht aus der Fassung. „Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist, der Menschheit Krone zu erringen, nach der sich alle Sinne drängen?“ — „Du bist am Ende — was du bist.“ — Dem vermag Faust allerdings nicht zu widersprechen. Er fühlt nur zu wohl, daß er, ob er gleich alle Schätze des Menschengeltes auf sich herbeigerafft, dem Unendlichen kein Haar breit näher gekommen ist. Und so will er, aus der Studierstube heraus, an der Hand des Mephistopheles, sich ins Leben stürzen. Ohne indes sein bestes, sein höheres Selbst dranzugeben, ohne daß er deswegen aufhörte, nach der Menschheit Krone zu ringen. Eben dies unterscheidet den Goetheschen Faust von dem der Volkslage, der, indem er dem Mephistopheles und somit dem Teufel seine Seele verpfändet und sich blindlings dem Genuße hingibt, unrettbar der Hölle verfallen ist.

Goethes Mephistopheles gehört nicht nur, darin auch der Volkslage entgegen, die ihn nur als Volkteufel in Person kennt, in den Rang des Menschen, sondern, wie er dies selbst bekennt, in einen noch tieferen. Während er als Sohn der Hölle, im Gegensatz zur Gottheit in ihrem ewigen Glanze, in die Finsternis gebannt ist, sind die Menschen vom Lichte, dem ewigen Glanze und damit von der Gemeinschaft Gottes nicht ausgeschlossen; wenn ihnen

auch einzig Tag und Nacht taugt, so sind sie doch des Tages teilhaftig, nicht in ewige Finsternis gebannt. Dem Wechsel von Tag und Nacht entspricht der Zwiespalt in der menschlichen Brust, der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen ist der tragische Einschlag in der Wesenart des Menschen; es sind dies die zwei Seelen in Faustens Brust, von der die eine sich mit flammernden Drängen in derber Liebeslust an die Welt klammert, die andere sich vom Dunkeln zu den Gefilden hoher Ahnen, zum „Himmel“ aufschwingt. Die eine will sich von der andern trennen. Der volle Ausgleich ist keinem Sterblichen beschieden. Wie dies Schiller in „Ideal und Leben“ zu klassischem Ausdruck gebracht hat.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,
auf der hohen Stirn des Uraniden
leuchtet ihr vermählter Strahl.

Dieser Ausgleich ist, wonach Faust mit allen seinen Sinnen ringt, die Menschheitskrone, die ihm vorschwebt, von der er nicht lassen kann, noch mag.

Goethes Faust ist Pantheist. Als solcher ergeht er sich Eingangs im Makrokosmos und ruft den Erdgeist an. Daß er ursprünglich den Mephistopheles von diesem Faust hat beigesellen lassen wollen, hat er in der Szene „Wald und Höhle“ in unzweideutiger Weise ausgesprochen. Der „erhabene Geist“, den Faust hier anruft, ist als das höchste Wesen, in seiner Allmacht, zugleich der Erd- und der Allgeist, die Gottheit in Person. Im Hinblick auf diese empfindet er, genau wie Angesichts des Erdgeistes, bei dessen Erscheinung in seiner Studierstube, wieder „wie aus dem Menschen nichts Vollkommenes wird.“ Was er auch, durch seine Vertrautheit mit der Natur, dem erhabenen Geiste für Wärme verdankt, so klagt er doch zugleich darob, daß er ihm den Gefährten beigegeben habe, der ihn vor sich selber erniedrigt und mit einem Worthauche seine hehren Gaben zu Nichts verwandelt, und den er nicht mehr entbehren kann.

So noch einmal, womöglich noch deutlicher, in der Szene „Trüber Tag“, wo Faust, in seiner Verzweiflung ob des furchtbaren Ungemachs, das er über Gretchen gebracht, Mephistopheles anruft: „Hund! abscheuliches Antlitz!“ — um seine Zukunft wieder zum Allgeist zu nehmen. „Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weile geist, vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern, und sich dem Niederstürzenden auf die Schulter zu hängen. Wandle ihn wieder in seine Verleumdungsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch kriechet, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfenen! — die Erste nicht!“

Während die Szene „Wald und Höhle“, bekanntlich weit späteren Ursprungs, erst nach Goethes italienischer Reise zu Papier gebracht worden ist, zu einer Zeit, da er die schon vor mehr als einem Jahrzehnt abgebrochene Dichtung wieder aufgreifen und zu Ende gestalten wollte, gehört die Szene „Trüber Tag“, dem „Ursprung“ an. Aus dieser erhellt, daß gleich Anfangs Mephistopheles als ein Geschöpf des Allgeistes oder der Allnatur gedacht werden sollte und er ihn in Hundsgestalt einführen wollte. Schon hierdurch kennzeichnet er sich als ein A t u r geschöpf. Von der biblischen, christlichen Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes als Herrgott, und des Teufels, als seines Gegenparts, hat Goethe ursprünglich offenbar abgesehen. Erst als er, Mitte der neunziger Jahre, beschloß, es nicht bei dem „Fragment“ bewenden zu lassen, knüpfte er an die biblischen Gebilde an; ließ er den Herrgott selbst in die Erscheinung treten und stellte ihm Mephistopheles als Teufel gegenüber. Im Grunde wurde dadurch nichts geändert: war doch Mephistopheles nach wie vor nur die Personifikation des Bösen, im Gegensatz zum Guten, das verneinende Prinzip im Gegensatz zum schöpferischen, die Nachtseite der menschlichen Wesenart als solcher, die Rehrseite von Fausts besserer Natur, nicht nur sein unzertrennlicher Gefährte, sondern ein Teil seines Selbst, im Grunde mit ihm eine Person. Mit dem Gegenstand im Leibe, hat Faust den Teufel und somit Mephistopheles selbst im Leibe. Veräusert von seinen „verrückten Sinnen“ sieht er fortan Helena in jedem Weibe. Dadurch, daß er dem holden, unschuldigen Gretchen begegnet, und Mephistopheles ihn sie betören hilft, entsteht die Gretchen-Tragedie. Obgleich Faust, der reinsten und höchsten Liebe fähig, in wahrer Liebe zu ihr entbrennt, richtet er sie erbarmungslos zugrunde, macht er sie zur Mörderin ihrer Mutter, ihres Bruders, ihres eigenen Kindes! Und so eilt er, an der Hand des Mephistopheles, unaushaltbar der Hölle zu. Während Gretchen vor der rächenden Gottheit, ihrem eigenen Gewissen, zusammenbricht, nimmt Mephistopheles Faust zur Walpurgisnacht auf den Brocken, in den Hengststall hinein, wo, mitten im wahnwitzigsten Sinnenanmel, er sein Auge nicht abwenden kann von einem blaffen, schönen Kinde, das allein und ferne steht, und dem „guten Gretchen“ gleicht. Der Schrecken, der ihn überfällt ist so furchtbar, daß Mephistopheles ihn nur mit dem Schreden vergleichen kann, der den Menschen erstarren macht zu Stein beim Anblick des Hauptes der Medusa. „Fürwahr“, ruft Faust selber, „es sind die Augen einer Toten. Wie eine liebende Hand nicht schlief.“ — Wie sonderbar muß diesen schönen Hals ein einziges rotes Schnürchen schmücken, nicht breiter als ein Messerrücken!“ — Derart nimmt Faust seines Gretchens Hinrichtung von Henters Hand vorweg. Kann ihn größere Seelenweh und damit Höllenqual befallen? Selbst diese erleidet noch eine Steigerung, da er Gretchen aus dem Kerker zu befreien und so in letzter Stunde dem Henters, dem sie verfallen, zu entreißen versucht, und sie ihm nicht folgt, sie sich, da er sie gewaltsam er-

greifen will, ihm widersteht: „Hasse mich nicht so mörderisch an! Sonst hab' ich dir ja alles zuliebe getan.“ Er muß mit anhören, wie sie ihre Hinrichtung schildert, als erlebte sie dieselbe bereits. Da bricht er zusammen: „O wär' ich nie geboren!“

Während Gretchen, indem sie sich dem „Gericht Gottes“ übergeben hat, der Kerker zum heiligen Ort wird, da Mephistopheles meint: „Sie ist gerichtet!“ — die Stimme von oben jedoch ruft: „Ist gerettet!“ packt Mephistopheles den Faust: „Her zu mir!“ und schleppt ihn somit mit sich fort. Wohin? wenn nicht zur Hölle? Dem entspricht die Wegweisung im Vorspiel, wie es dem ersten Teil des Dichterverfases vorgezeichnet gewesen ist, als dieser 1808 allein erschien, der zweite Teil noch ausstand. „Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle!“

Wenn, wie der Wortwechsel bei der Abmachung deutlich genug bekundete, und der Prolog im Himmel zum Voraus festlegte, es sich zwischen Faust und Mephistopheles nur um eine „Wette“ handeln sollte, so ist, insofern der erste Teil der Dichtung in Betracht kommt, daraus trotzdem ein „Pakt“ geworden, nur zu ähnlich dem der Volksfage, von der Goethe nun einmal ausgegangen war und aus deren Banne er sich so leicht nicht zu befreien vermocht hat. Die Gretchen-Tragödie, wie er sie heraufbeschworen, hat ihn selbst übermannt. Wenn es im Osterliede von dem vom Tode am Kreuze Auferstandenen geheißen hatte: „er hat die Prüfung bestanden,“ so gilt dies auch von dem armen Gretchen, indem sie rennützig selbst den Tod von Henkershand auf sich nimmt, sich selbst durch ihre Liebe zu Faust, davon nicht abbringen läßt, hat sie ihr Vergehen redlichst gesühnt und so öffnet sich ihr der Himmel. Während Faust, der all das Furchtbare angerichtet hat, als der Vorhang fällt, sich in der entsprechenden Hölle befindet, dem Mephistopheles, dem Teufel, verfallen ist. Um ihn aus der Hölle zu befreien, auch ihn der Himmelfahrt zuzuführen, hat es des zweiten Teils bedurft, der einer Neudichtung gleichkommt. Ueber die Kunst, die den ersten Teil vom zweiten trennt, hat keine dichterische Zauberfunkt hinweg zu heben vermocht. Um für den zweiten Teil den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen, müssen wir mit Faust selber den ersten vergessen, in den Lethestrom versinken lassen, mit Faust zu einem „neuen Dasein“ erwachen.

Im zweiten Teil vermag Mephistopheles über Faust so gut wie nichts. Er dient ihm nur noch, um ihm den Weg zum „höchsten Dasein“ zu ebnen, als Führer an den kaiserlichen Hof, durch die klassische Walpurgisnacht zur Helena, nach Griechenland, und wieder zurück in die Heimat. Er muß ihm schließlich seinen letzten Wunsch erfüllen, indem er ihm dazu verhilft, dem Meere das Land abzugewinnen, auf dem ein freies Volk, in seinem Geiste, erhebt. Faust geht solcherweise auf im Dienste der Menschheit. Er kennt keine selbstischen Regungen mehr. Er, der seinerzeit das Leben so verwünscht hatte, weil es Entagung, zu jeder Stunde immer wieder Entagung verlangte, ist zu reiflicher Selbstenfagung durchgedrungen. Damit hat er die Prüfung bestanden, ist er reif geworden zur — Erlösung. Selbst die Sorge vermag nichts mehr über ihn. Wenn er unter ihrem Anhauche erblindet, über ihn, dessen Auge sich an der Herrlichkeit der Welt nicht genug ergötzen konnte, Nacht hereinbricht, so nur, damit das Licht in seinem Innern um so heller leuchtet, er sich reiner vergeistigt und damit ins Unendliche bereichert.

„Kannst du mich mit Genuß betrügen, das sei für mich der letzte Tag! Die Wette bleib' ich!“ hatte Faust gerufen, worauf Mephistopheles: „Top!“ Faust: „Werd' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch! Du bist so schön! — Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde geh'n! — Die Uhr mag sich um, der Zeiger fallen, es sei die Zeit für mich vorbei!“

Die Todesstunde hat jetzt geschlagen. Im Gedanken an das glückliche, in der Freiheit und im Gemeindienst dahin lebende Volk, dem er die Wohnstätte bereitet und seinen Geist eingegeben hat, ruft er nunmehr: „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!“ und der Hundertjährige stürzt entsezt zu Boden. Wohl gemerkt nicht: „Verweile doch, du bist so schön!“ — sondern nur im Hinblick auf das Höchste, was ihm als Staubgeborenen zu leisten vergönnt ist, im Vorgefühl von dem Glück, das er Anderen, künftigen Geschlechtern bereiten zu haben meint, empfindet er hohe Befriedigung, erlebt er mit dem letzten, den höchsten Augenblick. Gleich Moses erblickt er nur das gelobte Land, ohne es selbst zu betreten. Ihm liegt nicht an dem Gegenwärtigen, sein Blick ist auf die Zukunft gerichtet, sein Streben und seine Wirksamkeit reichen weit über die Grenzen seiner Zeitlichkeit hinaus. Und so hat er bis zum letzten Atemzuge nicht aufgehört sich strebend zu bemühen. Ist doch sein Letztes gewesen, als ihn schon Nacht umfangen hatte, den Anekdoten, deren Arbeit er leitete, anzurufen: „Vom Lager auf! Mann für Mann! Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann! — Daß sich das größte Werk vollende, genügt Ein Geist für tausend Hände!“

Wenn er Mephistopheles, als dieser ihn drüben wiederfinden und dort seine Dienste in Anspruch nehmen wollte, angerufen hatte: „Das Drüben kann mich wenig kümmern!“ so ist er auch dieser seiner Lösung tren geblieben. Heißt es doch jetzt:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Vor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleiches dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!“

Doch darf er deswegen nicht ruhen noch rasten.
Im Weiterschreiten sind' er Qual und Glia,
er, unbesriedigt jeden Augenblick.“

Wie er auch geirrt — hatte nicht im Vorspiel der Herrgott verflucht: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“ und dazugefügt: „Der edle Mensch in seinem dunklen Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Und so künden die Engel, die sein „Unsterbliches“ gen Himmel tragen:

„Gerettet ist das edle Glied
der Geisterwelt vom Bösen;
wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen.“

Es blieb indes ein „Erdenrest“ an ihm haften, den zu tragen den Engeln peinlich. Selbst ihnen, den göttlich Reinen, ist nicht beschieden, „gecinte Zwienatur“, Körper und Seele, Stoff und Geist, wie sie im Menschenwesen gegeben sind, zu trennen. Das vermag nur „die ewige Liebe“. Erst indem Faust in diese aufsteigt, öffnet sich ihm der Himmel in ganzer Glorie. Das ihm vorausgegangene Gretchen, die edle Bäckerin, empfängt, voll unsagbaren Glückes, den „nicht mehr Getrübteten“ und führt ihn der Himmelskönigin zu. So geht auch er im „ewigen Glanze“ auf.

Mephistopheles hat nicht nur die Wette verloren, er geht, von den himmlischen Scharen verhöhnt und gepeinigt, völlig leer aus. Fausts „Seele“, die wie er wähnt, ihm gehören sollte, ist ihm unvermerkt entschlüpft. Er weiß sie nirgends zu finden. „Wann? wie? wo?“ sie den Körper verlassen, sich von diesem getrennt hätte, ist ihm rätselhaft. Er mittelt sie gemäß seiner teuflischen Natur in den „niedereren Regionen“, im „Nabel“ sei sie gern zu Haus. Seine Helfershelfer, die er in seiner Ratlosigkeit heranzieht, die „wanstigen Schufte mit den Feuerbäden, vom Höllenschwefel feist“, sollen die „Fische“ womöglich packen, ihr die Fischele ausrupfen und so einen „aarfigen Wurm“ aus ihr machen. Erst aber kriegen! Sie ist offenbar nicht nur für Mephistopheles unauffindbar, sondern überhaupt in ihrer Loslösung vom Körper nicht zu fassen. „Gecinte Zwienatur“ vermögen, wie wir vernahmen, selbst die Engel nicht zu trennen. Noch viel weniger vermögen es die Kinder der Finsternis. Das vermag nur „die ewige Liebe“, die das All umfaßt, in welchem sie aufgeht. „Selbst der Tod“, senkt daher Mephistopheles, „hat seine Kraft verloren!“ Auch über diesen hat Faust obgesiegt. Es kann die Spur von seinen Erdetagen nicht in Neuen untergehn. Er selbst ist restlos im All, im „ewigen Glanze“ aufgegangen.

Tannenleuchten.

Eine sehr schöne Generalanzeiger-Weihnachtsgeschichte.
Von Karl Joho.

Nun war wieder eine Verspätung von einer halben Stunde angefangen worden.

Annefriede verließ den häßlichen Bahnhof, der mit seinen Tannzweiggewinden vergeblich Fröhlichkeit vorzutauschen versuchte, und ging hinüber zum See. Der wogte unruhig wie ihr Herz. Die Wellen brandeten an der Klaimauer hinauf, die Bojen tanzten wie Irrwische, die verankerten Boote taumelten gleich Trunkenen. Graue Schleier wallten über dem Wasser, man sah keine hundert Meter weit.

Die hohe schlanke Gestalt fröstelte in dem trübseuchten Wetterdunst und kuschelte sich wie ein Vöglein in das Nest in ihren prächtigen Netz. Die Schwesternhaube drohte der Seewind, der vom Süntis herüberpiff, von dem lodig überquellenden, weizengoldenen Haarschopf zu reißen. Trotz der schlichten Tracht der Samariterin enthielt der lose Sturm eine elegante, kraß-vornehme Gestalt.

War es vielleicht nicht besser, ins Inselhotel zurückzukehren, bis der Zug mit den invaliden Gefangenen einlief? Doch nein! Heute war der letzte Tag ihrer freudig übernommenen Freiwilligenpflicht im Dienst der Menschlichkeit. Mit diesem Transport wollte Annefriede Griesingen heimfahren zur Mutter, die in der Hauptstadt um so sehnlicher ihrer harrie, als Annefriedes einziger Bruder Rolf seit 1915 nach der Schlacht an den masurenschen Seen verschollen war. Wie wird sich Mutter freuen, den Weihnachtsabend wenigstens mit ihr verbringen zu können!

Vergebens suchte Annefriede den Seenebel zu durchdringen. So düster und verschleiert lag auch die Zukunft ihrer zweiundzwanzig Jahre vor ihr. Als sie aus der lustigen Pension der Schwestern Juliette und Suzanne Beauz in Bevey nach der Residenz zurückgekommen war, um nach einem längeren Aufenthalt auf Bergenthin, dem Schloß ihres mütterlichen Großvaters Rob. Joh. Herrn auf Bergenthin und Gensheim, in die Gesellschaft eingeführt zu werden, brach der Weltkrieg aus. Ohne Besinnen stellte sie, die Tochter des verstorbenen berühmten Frauenarztes Bernhard Griesingen, sich dem Roten Kreuz zur Verfügung. In unermüdlichem Eifer und Ernst, den man der holderblühten vermählten Jungfrau niemals zugetraut hätte, war sie in verschiedenen Lazaretten dabei und im Westen tätig gewesen. Hatte unsägliches Leid gesehen, aber auch stille Freude erlebt, viele tapferere Heldentat in Kraft und Gesundheit und, ach, allzuvielen mit einem letzten Händedruck nach Walshall geleitet. Bis auch sie, die durch das Leid ringsum frisch gereift war, von der Schicksalsfaust des Krieges vernichtend getroffen worden war. Ein kurzer Liebestraum wurde läh und heftig angeträumt.

Heiße Tränen rannen Annesriede über die Wangen, als sie hier am Bodensee ihr Schicksal zum tausendsten Mal vorbeiziehen ließ. Aber aus geheimen Quellen rauschten ihr unwiderstehlich noch die einstigen seligen Hoffnungen ins Blut. Es konnte und durfte ja nicht sein, daß sie ihren Egon für immer verloren haben sollte.

Die Neigung war den schönen jungen Menschen im Kriegslazarett zu Mettel ausgesprochen, wo Verzeband und das Allheilsmittel der Liebe den verwundeten Helden, Oberleutnant Graf Egon von Zavelstein, ins Leben zurückgeführt hatte. Als dann der Offizier zur Ausheilung seines Lungenschusses nach Badenweilers linder Luft geschickt wurde, folgte es der vom Chirurgen, einem Korpsbruder von Geheimrat Griesingen, nicht unbeflügelte Zufall, daß Annesriede mit Egon in die Heimat fahren durfte. Ein paar verhaltene, sonnigellige Tage waren ihnen im alten Römerbad vergönnt. Als Schwester Annesriede Griesingen am letzten Tag ihres Urlaubs den immer noch recht schwachen Oberleutnant der Königsulanen auf ihrem Diebstahlsweg gegen den Blauenaustieg führte, brach die in den Tagen zwischen Leben und Tod in Mettel aufgeglühte, in den letzten Tagen angefachte Liebe zur vollen Flamme aus. Sorgend stützte die Schwester vom roten Kreuz den siechen Helden, als der Weg in Tannendunkel einmündete. Ueber dem Felchen verlobte die Sonne. Ein Feuer ging durch die Schwarzwaldbäume und warf den Waldweg in zanderisches Leuchten. Ueberwältigt von diesem Anblick, durchzittert vom nahen Abschied, preßte Egon Annesriede in die Arme. Willig überließ sich die Geliebte den Küssen, die Graf Egon im Tannenleuchten als der frische Sieger, der er auch in der blutigen Feldschlacht gewesen war, auf den glühenden Lippen des Mädchens pflückte.

Alle Wünsche, die in Monaten still gekieimt hatten, schienen unter der Wucht der Zeit mit ihren vorurteilsfreien Verhältnissen leicht erfüllbar. Mit Egon reiste Annesriede und eine ältere Verurschwester als Wauwau — waren sie doch vor Gott ein offizielles Brautpaar — nach Karlsruhe, wo drei Tage später im schönen Heim der Frau Geheimrat eine stille Verlobung gefeiert wurde. Egons Vater, Graf Pleichardt von Zavelstein, schickte aus Eawalke, wo er Etappenkommandant war, telegraphisch seinen Segen.

So schien sich Annesriedens holder Mädchen- und Liebestraum in naher Zukunft zu verwirklichen. Aber der Krieg war seinen unerbittlichen Gang weiter gegangen. Nach schluchzendem Abschied, dessen Schmerz selbst der männliche Held Graf Egon seiner anmutigen Braut Annesriede zulieb nur mühsam bezwang, war der Verlobte wieder zur Front gestürt. Im nächsten Urlaub oder gar im Klang der Friedensglocken sollte auf Schloß Zavelstein — das hatte sich der verwitwete Major Graf Pleichardt ausgebeten — Hochzeit sein.

Es war anders, ganz anders gekommen. Von Graf Egon war mit Ausnahme einer Karte ohne Ortsangabe, die seine Frontrückkehr meldete, kein Lebenszeichen mehr in die Heimat gelangt. Kameraden und der Regimentskommandeur berichteten einige Wochen später, der Oberleutnant Graf Egon von Zavelstein sei, anscheinend verwundet, in Chateau Thierry zum letzten Male gesehen worden. Das war im Sommer 1918 gewesen, und seitdem hatte keine der unzähligen Nachfragen irgend welchen Erfolg gezeitigt. Gebrochen, aber mit um so stärkerem Eifer und tieferem Mitleid hatte Annesriede Griesingen ihre Pflegerinnenstätigkeit wieder aufgenommen und sollte nun heute in der vorletzten Dezemberwoche des Jahres 1919 einen letzten Verwundetentransport von Konstanz nach Karlsruhe begleiten.

Alle diese schweren Gedanken waren der Schwester Annesriede bei ihrem Spaziergang am Seeufer durch das leidgebengte und doch stolze Küppchen gegangen. Die Jugend machte sie stark und unverzagt. „Wo mag er nur weilen, der Geliebte und Erlorenen! Er muß leben! Es darf und kann nicht sein! Die heiße Liebe muß ihn selbst den Armen des Todes entreißen!“ So ging es ihr immer wieder durch den Sinn.

In diese lebenden Gedanken schlug plötzlich die Eisenbahnglocke. Hastig eilte Annesriede zum Bahnhof zurück und erreichte gerade noch den Bahnsteig, als traurig und bang stöhnend der lange Transportzug eintraf. Alle Sorgen um das eigene Ich versanken mit einem Schlag vor der nun rufenden Pflicht. Vor ihren wieder arbeitblanken Augen entwiderte sich das ihr bekannte, niederdrückende Bild. Bahnen wurden herbeigeschleppt, Erfrischungen gereicht. Herzerreißende Begrüßungsszenen spielten sich ab. Schmerz- und Freudentränen überflossen alle Wangen. In lieblicher Geschäftigkeit rückte Schwester Annesriede da Klaffen zurecht, reichte dort Trank und Speise, dem drückte sie Blumen in die bebenden Hände, jenen führte sie sorglich der harrenden Braut zu.

Der Transportzug schlen geleert, die Umsteigung nahezu beendet, als noch eine ritterliche, hohe Gestalt trotz nachschleppenden Fußes elastisch zu dem zur Abfahrt sich rüstenden Zug Konstanz-Karlsruhe strebte. Annesriede stockte unwillkürlich der Herzschlag. Im Traum am See war ihr der Geliebte wie gegenwärtig gewesen; die Haltung des trotz Abgerissenheit aristokratisch und vornehm aussehenden Offiziers schien ihr eine plötzliche Vision vorzugaukeln. In einem unerklärlichen Zwange eilte sie der Männergestalt entgegen, um ihr beim Erklimmen des Trittbretts behilflich zu sein. Da sahen sie sich in die Augen.

„Annesriede!“ rief sich ein Jubelschrei von seinem Munde. „Mein Egon!“ hauchte ersüßend das Mädchen. Wortlos und ergriffen umarmten sich die beiden. Ein holdes Wunder, ein glücklicher Zufall, ach nein, die Kraft der großen und reinen Liebe hatte die zwei Menschenkinder in namenlosem Glück sich wieder finden lassen.

Selbst der gemessen erusste Transportleiter und der sonst so sarkastische Arzt hatten in ihrer Führung und Anteilnahme nichts dagegen, daß Annesriede und Egon im gemeinsamen Abteil der Heimat entgegenführten.

Ueberlassen wir, lieber Leser, das Paar seinem Glück. Wir können uns ja denken, was sich die beiden Lebenden zu sagen hatten, und eilen zu Frau Geheimrat Griesingen voraus.

Trotz Einsamkeit wehnachtete es sehr in der hübschen, am Hardtwald gelegenen Villa. Das hatte sich die gütige Dame nicht nehmen lassen. Mochte sie selbst auch keine Freude fühlen, das Tüchterchen und das Gesinde durften sie nicht entbehren. Die hohe Tanne stand lichterbestedt; daneben bogen sich Tische unter reichen Geschenken und allerlei Vorkerbissen. Anton, der Diener, schon im Elternhaus der Geheimrätin das alte Faktotum, und Käte, die getreue Schaffnerin, konnten mit Weischnüssen neuer Patete kein Ende finden.

Als im behaglichen Boudoir die herrliche Stuhuh die sechste Stunde eben ausgeschlagen hatte, wurde Frau Griesingen unruhig. Der Schwarzwaldzug mußte jetzt eingelaufen sein. Früh, der Chauffeur, war schon vor einer Viertelstunde davongerattert; leider hatte sie wegen ihrer Migräne das Annesriedekindchen nicht selbst heimholen können. Da tute die ihr bekannte Signal die Westendstraße herauf. Käte, die Hofe, begleitete die Herrin an das Seitenportal, als eben der blauadrierte Mercedeswagen hereintastete. Glückstränenüberströmt stürzte Annesriede aus dem Kupee. Doch, was war das? Es löste sich eine hohe edle Männergestalt aus dem Fond.

„Mutti, ich hab' ihn wieder, er ist am Leben, er ist heimgekehrt, er ist da, er ist ewig mein“, übersprudelte sich Annesriede und sank mit Egon vor der vor Freude schaukelnden Mutter in die Kniee.

Während Annesriede sich der Schwestertracht entledigte und ein schlichtes Taffkleidchen mit den Spitzen, die ihr Egon aus einem früheren Kauf in Flandern geschenkt hatte, anzog, erzählte Egon der Mutter in gedrängten Worten seine schweren Schicksale in der Gefangenschaft. Durch eine nur im Krieg erklärliche Verletzung von Umständen waren seine Briefe nach der Heimat nie an die richtige Adresse gelangt, auch konnte sie der Zensur vernichtet haben. So hatte Egon natürlich stets vergeblich auf Antwort gewartet und sich in Ohnmacht und Heimweh nach Annesriede, seiner süßen Braut, verzehrt.

Trotz allen Glücks rannen Frau Griesingen unaufhörlich die Tränen herab. Wohl war ihr durch gütiges Schicksalswalten der Schwiegersohn wiedergegeben, aber doppelt schwer drückte sie nun der Verlust ihres einzigen Sohnes Rolf.

Das Brautpaar mußte die gebeugte Mutter zum Weihnachtsbaum führen. Als eben die Mädchen, Anton und der Chauffeur, zur Versicherung gerufen werden sollten, schritt durchdringend die elektrische Hausglocke. Es mochte ein Geschäftsanläufer sein, der noch etwas zum Weihnachtsabend abgeben wollte. Trohendem wurde Frau Griesingen in unerklärlicher Aufregung blaß und rot. Man hörte auf dem Flur zunächst verworrenes Unterhandeln, sodann einen Freudentuschel über, und ungestüm stürzte ein fremder Mann, beschmutzt und skelettarig abgemagert, in braunen Uniformstücken, zur Flügeltüre herein. Betreten wollte Egon aufzufahren, da — lagen sich Mutter und Sohn in den Armen. Rolf war aus Sibirien entwichen und nach über vierjährigem schrecklichen Elend lust zum Weihnachtsabend heimgekommen.

In Palast und Hütte ward vom schlachten, grundehrlichen deutschen Volk das hehre Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und der Veröhnung, feierlich schön begangen, aber nirgendso herrschte solcher Jubel, wie in der Villa Griesingen. Der Tannenbaum flimmerte und strahlte. Ein Nistkucken knisterte einen Zweig entlang und warf goldiges Spritzen durch das Geäst.

„Weißt du noch, Annesriede“, flüsterte Graf Egon seiner Verlobten zu, „denkst du noch des Sommers im Schwarzwaldbaum auf Badenweilers Höhe?“ In seliger Erinnerung barg Annesriede ihr Koffenköpfchen an des geliebten Mannes Schuiter und nickte strahlend: „Tannenleuchten!“

* * *

Nachricht des Autors.

Für Schwester, Diern, Pfingsten empfehle schöne Geschichten gleichen Genres mit diverser Inhalt; liefere auch solche auf Wunsch mit tragischem Ausgang, selbstredend mit veröhnlichen Lichtern. Doppelverlobungen mit Champagner ohne Erhöhung des Honorars. Bei bürgerlichem oder proletarischem Müßig in revolutionärer, aber stets der Augenblickhaltung des Blattes gut angepakter Aufmachung müßte Mk. 10.— Aufschlag berechnen.

In jedem Fall gewährleiste la einwandfreie und subere Unterhaltung bei strikter Rücksichtnahme auf die Qualitätsleser der literarisch so anspruchsvollen Generalanzeigerpresse.

Hochachtungsvoll

Der Obige.

in Fa. Feuilletonkorrespondenz Ritschmann u. Saitz.

Abdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unbenutzte Verantwortlicher Leiter: Gustav Nepperl. — Druck und Verlag

Manuskript wird keine Verantwortung übernommen der G. S. Müllerischen Hofbuchhandlung m. b. H.